



DURCH

**KRIMINAL
ROMAN**

**DIE
DUNKELSTE
NACHT**

S U H R K A M P

**HERVÉ
LE CORRE**

SV

Hervé le Corre

DURCH DIE DUNKELSTE NACHT

Thriller

Aus dem Französischen
von Anne Thomas

Herausgegeben von
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Traverser la nuit
bei Éditions Payot & Rivages, Paris.

Das Zitat von S. 43 stammt aus:
Charles Baudelaire, *Die Blumen des Bösen*.
Deutsch von Terese Robinson.
Diogenes Verlag, Zürich 1982.

Erste Auflage 2023
suhrkamp taschenbuch 5369
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
© Éditions Payot & Rivages, Paris, 2021
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlagabbildungen: FinePic®, München
(Karte und Struktur)
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47369-6

www.suhrkamp.de

DURCH DIE DUNKELSTE NACHT

1 Unbeweglich und düster stehen sie im bläulichen Licht, das der Regen über ihnen zerstäubt, Atemwölkchen vor den Mündern werden rasch vom trägen Wind verweht, der um die Straßenbahnschienen streicht, und sie warten, etwa ein Dutzend, starr, dick eingepackt, und halten sich von dem regungslosen Mann unter der Bank fern. Sie tun so, als ob sie woandershin gucken, in die Ferne, nach einer ankommenden Bahn Ausschau halten, oder starren aufs Handydisplay, was die Gesichter fahl und hohl wirken lässt. Es ist März, und seit Tagen hüllt der Sprühregen alles in einen ungesunden, schmutzig schimmernden Glanz.

Um 6.22 Uhr hatte eine Frau die 17 gewählt und gemeldet, dass ein Typ an einer Straßenbahnhaltestelle bei der Cité des Aubiers unter einer Bank lag, trotz der Kälte nur im T-Shirt, und besagtes T-Shirt voller Blut, also, sie glaubte jedenfalls, dass es Blut war, und der Mann rührte sich nicht, vielleicht war er tot, weshalb sie, hatte sie hinzugesetzt, lieber die Polizei rief.

Bald wenden die Blicke sich dem Blaulicht des Polizeiautos und den drei Polizisten zu, die sich beim Aussteigen wie tanzende Scherenschnitte scharf vor den grellen, unregelmäßigen Lichtblitzen abzeichnen. Man sieht, wie sie sich dem offenbar leblosen Mann nähern, er dreht allem den Rücken zu, den angewinkelten Arm unterm Kopf, als ob er im Sommer, müde von der Hitze, unter einem Baum döst. Ein Polizist fragt die Frau, die am nächsten steht, ob sie die Polizei gerufen hat, sie verneint ängstlich und zieht das malvenfarbene Kopftuch tiefer in die Stirn, dann wendet sie sich ab und guckt, ob nicht schon die weißen Scheinwerfer der Tram zu sehen sind.

Ein Polizist stößt den Mann mit der Fußspitze an, beugt sich hinunter.

»Atmen tut er.«

Sein Kollege bleibt auf Abstand, eine Hand an der Waffe im Holster. Der dritte steht weiter weg. Er sieht sich um, vielleicht neugierig, als ob er zum ersten Mal im Viertel ist, die aufgetürmten Betonklötze in der Nacht, rechte Winkel, die stocksteife Arbeiterschar im Nieselregen.

»Hey! Polizei! Hoch mit dir! Hier kannst du nicht liegenbleiben.«

Das Blut auf dem T-Shirt ist geronnen. Bräunliche Flecken, kackbraune Schlieren.

Der Polizist richtet die Taschenlampe auf den Kopf des Schlafenden. Er packt ein Ohr und dreht ihn herum, ein bartloses, rundes Gesicht mit Schmollmund wie ein schlafendes Baby. Er fordert ihn noch einmal auf, aufzuwachen, aufzustehen. »Polizei«, wiederholt er.

Schließlich streckt der Mann die Beine aus, der Polizist erhebt sich hastig und tritt einen Schritt zurück, während sein Kollege näher kommt.

»Also, ich hab heute noch mehr vor.«

Sein Funkgerät rauscht. Er macht Meldung.

»Wieder mal ein Säufer«, sagt er. »Wir nehmen ihn mit.«

Eine Art Feixen knistert aus dem Funk.

Langsam dreht der Mann sich auf den Rücken. Er reibt sich die Augen wie ein übermüdetes Kind. Nach und nach faltet er sich auseinander. Bei jeder Bewegung scheint er größer zu werden.

»Da haben wir einen Basketballer aufgegabelt. Der ist doch bestimmt zwei Meter.«

Der Polizist mit der Taschenlampe seufzt. Er leuchtet dem Typ ins Gesicht. Fahler Glanz durch halb geschlossene Lider.

»Los, hoch mit dir. Du kommst mal mit.«

Der Kerl windet sich unter der Bank hervor, stößt sich den Kopf und fasst sich an die Stirn, dann besieht er sich seine Finger.

»Vorsicht. Nachher heißt es noch, wir waren das.«

Sie helfen ihm, sich aufzusetzen. Grummelnd fährt die Tram ein. Neugierig aufgerissene Augen hinter den Scheiben. Der Typ lehnt sich an die Glaswand der Haltestelle, die Hände im Schoß, und schaut stumpf oder vielleicht auch gleichgültig um sich. Er stinkt nach Alkohol und Urin. Seine Jeans sind nass bis zu den Knien.

Der Lichtkreis der Taschenlampe wandert weiter über das runde, pausbäckige, feiste Gesicht. Ziemlich jung. Unter dem besudelten T-Shirt quillt der speckige Bauch hervor. Auf dem linken Arm ein schlecht gestochenes Tattoo. Wie man sie im Knast oder bei einem feuchtfröhlichen Abend nach einer Wette kriegt. Vielleicht ein Hundekopf. Keinerlei Anzeichen von Schlägen, keine sichtbaren Verletzungen.

»Wie heißen Sie?«

Der Mann schaut zu dem auf, der ihn das fragt. Er scheint ihn nicht verstanden zu haben.

»Your name«, versucht der Polizist es wieder.

Tränen laufen über die Pausbacken. Er wendet den Blick ab, wischt sich übers Gesicht.

»Na toll, jetzt heult der auch noch.«

»Kommt vielleicht vom Suff.«

»Bringt ihn schnurstracks aufs Revier«, kommt es aus dem Funk. »Das ist was für die Police Judiciaire.«

Sie ziehen ihn hoch. Er hält sich gut auf den Beinen, schwankt kein bisschen, anders als die anderen Säufer, die sie jede Nacht auflesen. Im Stehen ist er größer als sie. Hängende Schultern, ein bisschen gebeugt. Sie fragen sich, ob sie

ihm Handschellen anlegen sollen. Ja, klar, man kann nie wissen. Widerstandslos lässt er sich die Hände auf den Rücken fesseln, langsam und schwerfällig, mit leerem Blick, sinkt er auf die Rückbank.

Auf der Fahrt scheinen der schrille Rhythmus der Sirene, das Brummen des Motors ihn einzulullen, er schließt die Augen, der Kopf sinkt ihm auf die Brust und pendelt hin und her.

Im Aufzug zu den Büros der PJ lehnt er sich ans Eisengitter, groß, breit, kräftig, und guckt von oben aus halb geschlossenen, manchmal schwerfällig flatternden Lidern auf die drei Polizisten herunter. Sie atmen durch den Mund, weil der Kerl wirklich übel riecht, nicht nur nach Urin und Alkohol, der Gestank in der Kabine ist zum Schneiden, so wie bei manchen Pennern, die sie ab und zu verhaften, wenn die auf der Straße den Mond anbrüllen oder den Regen, der auf sie runterprasselt, sich wehren oder Rückspiegel zerschlagen, vor Elend wahnsinnig, dreckverkrustet, eingehüllt in einen Geruch beinahe Toter, die Körperritzen bereits von Ungeziefer zerfressen.

Der Dienstgruppenleiter, ein Brigadier namens Roland, Jérôme Roland, fragt ihn noch mal, wie er heißt, drückt ihm mit der behandschuhten Hand das Kinn hoch, damit er ihn anschaut. Zuerst starrt der Mann ihn an, wirkt erstaunt, dann huscht sein Blick in alle Richtungen, bleibt an der Decke hängen, flackert über die anderen Polizisten hinweg, als wären sie gar nicht da, vorstehende Augen voller Tränen.

Sie führen ihn in ein Büro, wo ein junger Officier de Police Judiciaire am Computer Kaffee trinkt, ein Lieutenant namens Madec; als er aufblickt und das Mondgesicht des Verdächtigen sieht, rosige Wangen, gebrochene Boxernase, sagt er, »Oha, alles klar«, reißt gleich das Fenster auf und macht einen Stuhl frei, damit sie den Riesen hinsetzen können.

»Scheiße, betrunken ist der auch noch, riecht ihr das nicht?«

Roland hat die Mütze abgenommen, wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

»Wir riechen das seit über einer Stunde, wenn du's genau wissen willst. Wir haben die Schnauze voll. Von allem anderen übrigens auch. Ist Jourdan nicht da? Oder die anderen?«

»Die sind wegen einem Fall unterwegs. Ich halte die Stellung und kümmere mich um die Anrufe. Wo kommt denn das ganze Blut her?«

»Musst du ihn fragen. Vielleicht verrät er's dir. Seins ist es anscheinend nicht. Ich weiß nicht mal, ob er versteht, was wir sagen. Vielleicht ist er Ausländer oder ein Vollidiot.«

Die anderen beiden feixen. »Du bist auch so ein Vollidiot«, brummt der eine.

Der Typ hängt auf dem Stuhl und schaut sich um. Er scheint aus seiner Benebelung zu erwachen. Seine Füße scharren die ganze Zeit über die Fliesen, es knirscht. Madec schnippt mit den Fingern, aber der Mann reagiert nicht. Er starrt durchs offene Fenster in den grauen Himmel, der Mund steht halb offen, und er sieht aus wie ein kompletter Trottel.

»He, hallo! Jemand zu Hause? Geht's jetzt wieder?«

Sein Blick verliert sich im Himmel. Die Wolken, die langsam über die Stadt ziehen.

Madec rollt einen blauen Kugelschreiber zwischen den Fingern hin und her. Er schaut zu Roland: »Also?«

Roland erzählt. Der Riese lag unter einer Bank, Tramhaltestelle Les Aubiers, voller Blut, aber weder Kampfspuren noch irgendwelche anderen Verletzungen, nada. Leere Hosentaschen, keine Papiere, nicht mal ein Straßenbahnticket. Höchstwahrscheinlich alkoholisiert. Nichts Verwendbares.

Ein dummer Klotz, ein Fleischberg, den man weichklopfen muss.

Madec nickt unmerklich, mustert den in sich zusammen-gesackten Riesen auf dem Stuhl, der offensichtlich nur Bahnhof versteht. Keine Chance, anhand der Indizien irgendeine Hypothese zu formulieren. Er reibt die Hände aneinander, seufzt.

»Wie heißen Sie?«

Der Mann richtet sich auf, starrt vor sich auf den Boden. Er schüttelt den Kopf, hampelt so sehr auf dem Stuhl herum, dass die Metallbeine ein bisschen über den Boden kratzen. Mit erstickter Stimme und in kindlichem Tonfall murmelt er etwas.

»Was hat er gesagt?«

Die vier Polizisten tauschen verständnislose Blicke und zucken die Schultern.

»Was haben Sie gesagt?«

»Darf man nicht«, sagt der Typ.

»Was darf man nicht?«

Er zieht den Kopf ein, runzelt die Stirn, zieht einen Schmollmund.

Madec wirft seinen Kollegen einen Blick zu, sie haben die Daumen in die kugelsicheren Westen gehakt und warten. Einer tippt aufs Zifferblatt seiner Uhr und gibt ihm einen ungeduldigen Wink. Heute noch. Seufzend steht Madec auf, er lässt den Riesen nicht aus den Augen, der trotzig auf seine Füße starrt.

»Der geht jetzt erst mal in die Zelle, bis die anderen wiederkommen. Zieht ihm das T-Shirt aus, wir müssen mehr über das Blut rausfinden. Dann kann er seinen Rausch ausschlafen.«

Sie nehmen ihm die Handschellen ab und ziehen ihn

hoch. Im Stehen überragt er sie, und sein Blick, der durchs Büro wandert, scheint die neue Perspektive zu verarbeiten. Madec holt eine Plastiktüte für das Beweisstück aus einem Schrank, dann geht er wieder an seinen Schreibtisch. Einer der Polizisten fordert den Typ auf, das T-Shirt auszuziehen, aber der rührt sich nicht.

»Jetzt mach hier kein Theater. Zieh das aus. Wir geben dir ein neues.«

Der Typ rührt sich nicht. Er hat den starren, ausdruckslosen, noch immer tränennassen Blick in den des Polizisten versenkt. Da verliert der Beamte die Geduld. Er zieht ihm das T-Shirt hoch, und dabei steht er ganz nah bei dem Riesen, und es entsteht ein blitzschnelles Gerangel, als ob die beiden sich auf einmal umarmen oder raufen würden, und der Polizist taumelt schreiend rückwärts, knallt gegen einen Bürostuhl, der unter ihm wegrollt, und wird gegen einen Schrank geschleudert.

Der Typ hält dessen Pistole in der Hand und fuchtelte wild damit herum, entsichert die Waffe, schiebt eine Patrone ins Magazin, klickklack. Er zielt unkontrolliert überallhin, den Finger am Abzugsbügel. Roland sagt zu ihm, was man in solchen Fällen eben sagt, »Nimm das Ding runter, mach keinen Scheiß«, wobei er ganz langsam seine eigene Pistole zieht, den Verschluss so geschmeidig öffnet, dass man das mechanische Klicken fast nicht hört. Er lässt den Arm mit der Pistole am linken Bein runterhängen, den Finger am Abzug. »Nimm das Ding runter, hab ich gesagt, wir sind zu dritt, du bist alleine, sei vernünftig.« Hinter ihm steht stocksteif und fassungslos sein Kollege. Er ist noch jung, heißt Martin, alle nennen ihn Tintin. Ein guter Polizist, sagen alle, ehrlich und direkt, und er wird zum ersten Mal mit einer Waffe bedroht, da lässt er wohl lieber seinen älteren Kollegen ran, vertraut auf die

Erfahrung, doch plötzlich, warum auch immer, geht er mit ausgestreckten Händen auf den Typ zu und fordert ihn mit sanfter Stimme auf, ihm die Waffe zu geben, aber der richtet nun die Pistole auf ihn, nicht mal einen Meter vor der Stirn, die um den Griff geklammerte Faust zittert, deshalb drückt der Typ die Mündung gegen seine eigene Schläfe, wie um sie zu stabilisieren, er atmet auch ganz tief, wahrscheinlich ringt er um Selbstbeherrschung oder will sich Mut machen, man weiß es nicht, und der junge Martin, Tintin für seine Kollegen und Freunde, unbewaffnet, schreit, »Nein, tu's nicht, sei vernünftig«, und der Typ richtet überrascht die Waffe auf Martin und schießt über dessen Schulter in den Schrank dahinter, dann hechtet er zum Fenster, alles verschwimmt im Sprühregen, und er stürzt genau in dem Moment ins Nichts, als die Kugel von Brigadier Roland ihm den Hals zerfetzt.

Madec rennt ans Fenster und sieht praktisch, wie er unten aufschlägt und in einer Pfütze aus Wasser und Blut schwach Arme und Beine bewegt, ein bereits ertrunkener Schwimmer, dann wendet er sich ächzend ab. Brigadier Roland schaut seine Männer der Reihe nach an, alles in Ordnung? Sie nicken, blinzeln, noch betäubt von den Schüssen. Der dritte Polizist, Hamache, sitzt auf dem Boden vor einem Schrank, eine Hand am leeren Holster, in der anderen Hand das blutige T-Shirt.

»Gute Arbeit, wie in Algerien«, sagt Roland zu ihm und klatscht lautlos in die Hände.

Taub und benommen, wie sie sind, kriegt keiner mit, dass fünf oder sechs Kollegen in einem Wirbel aus Geschrei, Rufen und umgestoßenen Möbeln hereinkommen, eine lärmende, bis an die Zähne bewaffnete Meute, die abrupt an der Mauer aus Schweigen und Pulvergeruch abprallt. Ein Commissaire in Hemdsärmeln und mit offener Krawatte tritt dazu. Man lässt ihn durch. Er ist sehr blass, keucht.

»Verdammt, was ist denn hier los?«

Madec erzählt. Er stottert, stammelt, berichtigt sich, und die anderen drei stehen um ihn herum, nicken, bestätigen, erklären. Der Commissaire lehnt sich aus dem Fenster, sagt, »Tja, rausfallen kann der Trottel ja nun nicht mehr«, dann dreht er sich um, »Alle raus hier, Tatort sichern, ich will hier niemanden mehr sehen, Herrgott«, und macht einen Schritt zur Seite, um nicht auf eine Patronenhülse zu treten.

Und während die Polizisten langsam und tuschelnd aus dem Büro gehen, heult draußen der Wind und ohrfeigt mit großen nassen Händen die Fenster.

2 Sie hatte auf dem Boden gesessen, und der Hund war knurrend auf sie zugerannt. Ein riesiger Hund mit gelben Augen, mächtiger, plattgedrückter Schnauze, der ihr die labberige, lauwarne Masse gegens Gesicht drückte, ihr Mund und ihre Augen wurden nass von dem großflächigen Geschlabber. Ab und zu spürte sie seine Zähne, die anscheinend an ihr herumkauen wollten, aber sie hatte die ganze Zeit Angst, dass er das Maul aufreißen und ihr das Gesicht zerfetzen würde, weil aus der Kehle des Kolosses ein dumpfes, tiefes Knurren drang, bei dem das ganze Tier bebte. Eine zierliche Brünnette stand ein Stück weiter weg und rief ohne jede Autorität nach dem Tier, sie wirkte besorgt, redete aber gleichzeitig beruhigend auf Louise ein. »Keine Angst, er ist ganz lieb.« Aber sie hatte schon keine Stimme mehr, so oft hatte sie gerufen.

Da waren auch die beiden anderen Hunde. Klein und hässlich. Sie kläfften, standen so dicht beieinander, dass man hätte meinen können, sie wären zu einer Kreatur mit zwei kleinen spitzen Köpfen mit rosa Ohren verschmolzen. Die großen, runden, hervorstehenden Augen, kurz davor, aus den Höhlen zu springen, kurz vorm Zerplatzen vor lauter Angst. Trotz ihres eigenen Entsetzens fürchtete Louise, dass das Monster sich auch auf die beiden stürzen und sie zerreißen könnte, und sie fragte sich, warum es nichts tat und ihr weiterhin das Gesicht abschleckte. Sie zwang sich, den gewaltigen Brustkorb wegzuschieben, der über ihr zitterte, aber sie hatte keine Kraft und stieß schließlich einen Schrei aus.

Sie ist aufgewacht und hat sich sofort angeekelt mit dem Bettuch die trockene Wange gerieben. Einen Augenblick lang ist sie auf dem Rücken liegen geblieben, hat an die Decke

gestarrt, das verschwommene Viereck im grünlichen Schein des Radioweckers erahnt, gewartet, dass die Angst des Traums sich verflüchtigt und ihr Herz sich beruhigt. Sie hat auf die Uhr gesehen – 5:52 Uhr – und gewusst, dass sie nicht wieder einschlafen würde. Hat Laken und Decke zurückgeschlagen und sich auf die Bettkante gesetzt, fröstelte in einem ihrer alten T-Shirts, die sie am Ende als Nachthemden verwertete, schon jetzt müde, obwohl sie sieben Stunden durchgeschlafen hatte, müde, wenn sie an den gestrigen Tag dachte und an den, der vor ihr lag. Mühsam ist sie aufgestanden, ihr war ein bisschen schwindelig, und sie verzichtete darauf, die Nachttischlampe anzuschalten, weil sie fand, dass die Dunkelheit sie noch ein wenig wiegte, die Nacht sie noch ein wenig im Arm hielt und ihr unhaltbare Versprechen von Erholung zuflüsterte. Tastend fand sie auf dem Stuhl eine Jogginghose, die sie an die Kommode gelehnt überstreifte, dann schlüpfte sie in einen alten, zu großen Pullover, der ihr schwer und weich auf die Schultern fiel. Sie fuhr in die Espadrilles, die als Pantoffeln dienten, und ging in den Flur. Der Geruch von ungemachtem Bett, von Schlaf folgte ihr ins Dunkel. Sie linste durch die angelehnte Tür in Sams Zimmer, lauschte seinem ruhigen Atem und lächelte, als sie sein schwarzes verwuscheltes Haar sah, das bläulich angehaucht vom Nachtlicht unter dem Laken hervorlugte.

Ohne Licht zu machen, setzte sie sich auf die kalte Klobrille. Die Müdigkeit nutzte das aus, kroch ihr auf die Schultern und krümmte ihr das Rückgrat, und sie wusste, wenn sie noch dreißig Sekunden so sitzen blieb, würde sie hier einschlafen, mit nacktem Hintern, im Dunkeln, die Unterarme auf den Oberschenkeln, in den Ausdünstungen ihres erwachenden Körpers.

Mit einem Ruck steht sie auf, dann geht sie im Getöse

der Spülung in den Flur und fürchtet, der Krach könnte den Kleinen aufwecken. Sie vergewissert sich, dass die Wohnungstür abgeschlossen ist, ehe sie einen Blick aus dem Küchenfenster wirft. Im schmutzigen Licht der Straßenlampen sieht sie nur ordentlich abgestellte Autos auf dem Parkplatz, nichts, was sie beunruhigen müsste. Es hat geregnet, alles glänzt schmutzig trüb. Der Himmel tut sich schwer mit dem Aufklaren, bläulich und grau wie eine Stahlplatte.

Im Badezimmer blendet sie das Licht, sie senkt den Blick und starrt runter ins Waschbecken, die Haare fallen ihr vors Gesicht wie ein kleiner Schleier. Als sie sich aufrichtet, ist nicht zu übersehen, dass ihr Gesicht über Nacht aufgedunsen ist, eine Falte vom Kopfkissenbezug hat sich quer über die Wange eingegraben. Sie spritzt sich kaltes Wasser ins Gesicht, kühlt den verspannten Nacken, als hätte eine Hand sie stundenlang herunterdrücken wollen, so dass sie gegenhalten musste.

Sie steht in der Wanne und wartet, dass das warme Wasser im Duschkopf ankommt. Sie fröstelt, als sie auf Zehenspitzen tänzelnd den eiskalten Spritzern ausweicht, die ihre Knöchel benetzen. Allmählich geht das Hämatom auf dem rechten Oberschenkel zurück, färbt sich grünlich, und sie muss an den alten Lacombe denken, den sie eines Montagmorgens vor seinem Bett auf dem Boden gefunden hatte, die Haut hatte stellenweise bereits diese unheimliche Farbe angenommen, seit drei oder vier Tagen lag er tot bei sich zu Hause.

Also reibt sie den Oberschenkel, will die Durchblutung anregen, den morbiden Abdruck verschwinden lassen, aber sie weckt nur den Schmerz des geschundenen Muskels, Tränen der Wut und der Hilflosigkeit in den Augen. Andere Stellen tun ihr immer noch weh, am Rücken, an den Seiten, und sie seift sie sanft und behutsam ein, lässt ganz heißes Was-

ser darüberlaufen, als könnte sie ihren Körper betäuben, die Blutergüsse tilgen, die sie noch zeichnen.

Sie erinnert sich, dass sie sich irgendwann aufs Sofa fallen gelassen und zu einem Bündel zusammengerollt hatte, Gesicht und Busen schützte, die nicht mehr ganz so schwungvollen, abgeschwächten Fußstritte einsteckte, erinnert sich an das Hämmern der Fäuste auf Arme und Rippen. »Ich mach dich fertig«, brüllte er, und sie hatte wirklich geglaubt, er würde am Ende ihren Brustkorb zertrümmern und in ihr herumwühlen, um ihr das Herz rauszureißen. Bilder aus Filmen schossen ihr durch den Kopf, wo Gewalttäter mit bloßen Händen Wände oder Türen einschlugen, und sie hatte sich vorgestellt, wie sie explodierte, wie er bis zum Handgelenk in sie hineinschlug, um das Massaker zu vollenden.

Beim Gedanken an den Kleinen, der völlig verängstigt in seinem Zimmer leise hinter der Tür weinte, wie jedes Mal, hatte sie die nötige Kraft und den Atem gefunden, einen tierischen Schrei auszustoßen, markerschütternd und heiser. Sie hatte seinen Namen gehaucht, Lucas, und er war bis zum Sessel hinter sich zurückgewichen, hatte ihn nicht gesehen und wäre beinahe hineingefallen. Er konnte sich gerade noch abfangen und stand reglos, keuchend, wohl auch verblüfft da, die kräftigen Hände an den hängenden Armen zitterten. Er hatte sich umgesehen, vielleicht etwas gesucht, das er zerschlagen oder mit dem er nach ihr werfen konnte, dann hatte er den Kopf geschüttelt und war fluchend aus dem Zimmer gegangen.

Er hatte die Wohnungstür lautlos zugezogen, nicht geknallt, ganz gegen seine Gewohnheit, so dass sie sogar geglaubt hatte, er lauere noch im Flur, würde sich wieder auf sie stürzen, und so hatte sie sich nicht gleich getraut, aufzustehen, hatte nicht mal die schützende Embryohaltung aufgegeben.